»Eine geniale Parodie auf Doyles berühmtes Detektivpaar – ein Krimi mit tierischem Humor und Charme!«

Josetta, LovelyBooks-Rezensentin

ISBN 978-3-7481-9038-7

ADIEU, O SEELE! Ein Fall für D.I. Horse RAFFAEL RAUHENBERG

RAFFAEL RAUHENBERG

ADIEU, O SEELE!

Ein Fall für D.I. Horse

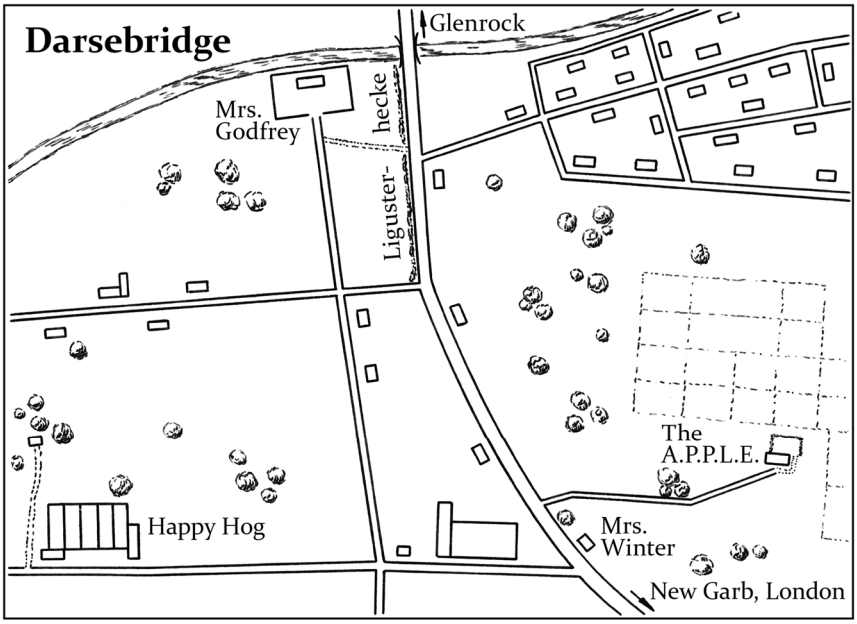
Raffael Rauhenberg

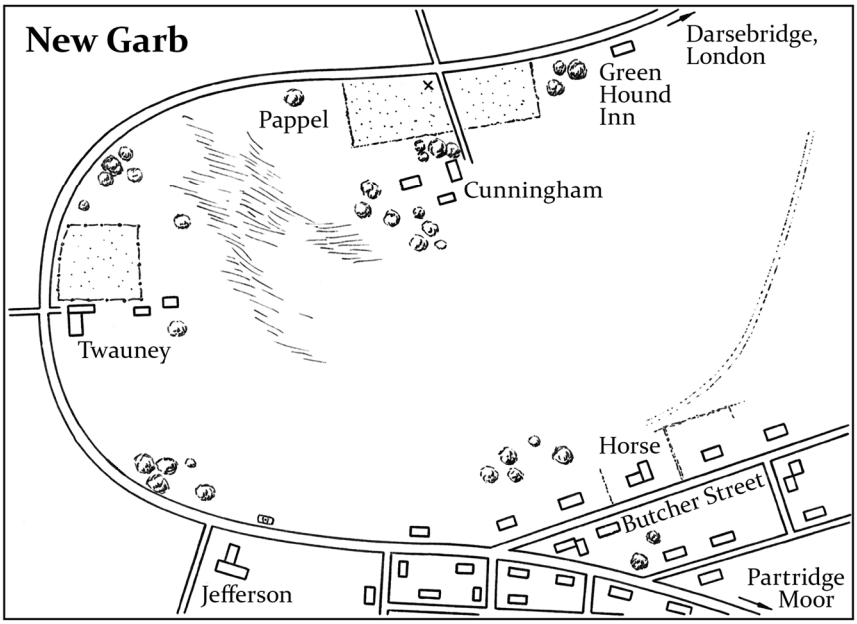
Adieu, o Seele!

Ein Fall für D.I. Horse

Kriminalroman

Orientierung





1. Der Weg allen Fleisches

Es war kein schöner Anblick. Der junge, gut gekleidete Mann lag auf dem Rücken, seine Glieder waren seltsam verbogen und verdreht, als hätte ihn ein neumodischer Tanz hingerafft, das Gesicht hatte eine ungesunde, grünlichweiße Farbe angenommen. Auf den Herbstzeitlosen rundherum, soweit sie nicht von der Spurensicherung zertrampelt worden waren, sah man hier und da Spritzer von eingetrocknetem Blut.

Nachdem ich es nun endlich geschafft hatte, die Leiche direkt anzusehen, überwand ich mich abermals, trat näher heran und blickte trotz meines Ekels in die weit aufgerissenen Augen des Unseligen; aufgrund einer plötzlichen Eingebung war ich nämlich überzeugt, dort das festgefrorene Bild des Mörders erkennen zu können. Jeder wird in der Lage sein, das Entsetzen nachzufühlen, das mich überkam, als ich plötzlich mein eigenes Antlitz erblickte, scheinbar tief im Inneren des Auges geborgen und zu einer heimtückischen Grimasse verzerrt. In panischem Schrecken wich ich zurück, dachte für einen Augenblick an Flucht, denn in dieser Sekunde war ich überzeugt, selbst der Übeltäter zu sein … doch bevor ich mich der Lächerlichkeit preisgeben konnte, begegnete ich dem milden Blick von Inspector Horse, was mich schlagartig zur Besinnung kommen ließ. Noch heute allerdings rufe ich mir diese Begebenheit in Erinnerung, wann immer ich Lust auf einen Schauder verspüre, denn in jenem kurzen Moment hatte ich erfahren, wie ein ertappter Mörder sich fühlt.

Inspector Horse, mein Freund und Vorgesetzter, betrachtete die Leiche eingehend von allen Seiten, aber ohne sichtbare Regung der Gefühle, so als handelte es sich um einen toten Fisch, den ihm ein witziger Nachbar vor die Tür gelegt hatte. Er ging zunächst in großen Halbkreisen um den Toten herum, dann in geringerem Abstand, begutachtete die nahe Scheunenwand, folgte mit dem Blick noch einmal den Fußspuren in unserem Blumenrasen. Darauf untersuchte er die Leiche aus der Nähe, schnüffelte an ihren Händen und an der Kleidung, bat zuletzt die herumstehenden Polizisten, den Toten umzudrehen und unterzog auch die Rückseite einer eingehenden Prüfung. »Ihr könnt ihn wegbringen!«, rief er endlich den Polizisten zu, bevor er sich abwandte und nach drinnen ging. Ich wischte sorgfältig eventuelle Blutquäntchen am Hufabstreifer ab (schließlich trage ich nie Schuhe, denn es scheint keine passenden für mich zu geben) und folgte ihm.

Horse stand im großen Wohnraum unserer Scheune und blickte wortlos sinnend vor sich hin. Oft schon hatte ich ihn in dieser Pose der Verzweiflung gesehen, besonders wenn

er am Anfang eines Falles stand und noch ohne feste Ahnung war. So beschloss ich, ihn aufzumuntern und zu beleben, indem ich ihm die bekannten Fakten in Erinnerung brachte. »Halten wir also fest«, begann ich, wobei ich den Tonfall eines BBC-Sprechers annahm und amtliche Formulierungen benutzte. »Eine junge Leiche, die sich mittels beiliegenden Führerscheins und mittels gültiger Kreditkarte als William Jonathan Godfrey auswies, wurde am Morgen des 4. Septembers gegenwärtigen Jahres vor dem Haus von Shylock Horse, Detective Inspector bei Scotland Yard, wohnhaft und diensttätig in der Butcher Street 21B in New Garb, einem kleinen Dorf südwestlich von London, entdeckt …«

Horse warf mir einen entnervten Blick zu, wovon ich mich nicht beirren ließ, wusste ich doch, dass er sich mitunter an seiner eigenen Verzweiflung berauschte wie an einer Droge. Ich fuhr also fort, weiterhin auf jedes Detail bedacht: »Der Entdecker der Leiche, ein ortsunkundiger Lieferwagen-Fahrer, alarmierte über ein mitgeführtes Mobiltelefon die lokale Polizeibehörde, deren unverzüglich entsandte Vertreter Spuren unsachgemäß vernichteten und die sterblichen Überreste der Leiche beschlagnahmten. Infolge entstehenden Lärms wurden wir, Detective Inspector Horse und ich, rasch auf die Amtshandlungen aufmerksam, worauf D. I. Horse trotz anfänglichen Widerstandes der Ortspolizei den Fall an sich zog. Es ist der Ortspolizei jedoch gutzuschreiben, dass sie umgehend die unglückliche Mutter der Leiche, wohnhaft in Darsebridge, benachrichtigte und nachträglich die Spurensicherungsabteilung des auch als Scotland Yard bekannten Metropolitan Police Service hinzurief …«

»Bitte«, sagte Horse eindringlich, und ich ließ es gut sein, denn er hatte gesprochen, sich also der Welt wieder zugewandt. »Hast du dir Mrs. Godfreys Nummer geben lassen?«

Aus meinem nahezu perfekten Gedächtnis schöpfend nannte ich Horse die gewünschte Nummer, und er winkte mich mit einer Kopfbewegung zum Telefon. Telefongespräche waren lange Zeit schwierig für uns gewesen, doch mittlerweile hatten wir eine praktikable Methode entwickelt. Zunächst nahm ich den Hörer zwischen die Zähne und hob ihn von der Gabel. Horse fasste indessen mit den Lippen einen Bleistift, wählte mit seiner Hilfe die Nummer, ließ den Stift auf den Tisch fallen und hatte nun den Mund frei um zu sprechen. Aufgrund seiner besonderen Physiognomie war es ihm unmöglich, sein Ohr an den Hörer zu bringen, während er in die Muschel sprach, aber dank seines ausgezeichneten Gehörs war dies auch gar nicht nötig. Ich spitzte die Ohren und hörte mit.

»Guten Tag«, grüßte mein Freund und Vorgesetzter, nachdem eine ältere Frau mit einem unangenehmen Kratzen in der Stimme sich gemeldet hatte. »Inspector Horse, Butcher Street. Spreche ich mit Mrs. Godfrey?«

Aus dem Hörer drang ein kaum unterdrücktes, amüsiertes Schnauben. Einen Inspector namens Pferd fanden die meisten Leute an sich schon komisch, dass seine Dienststelle ausgerechnet in der Fleischerstraße lag, hatte schon manchen Scherzbold zu einem unverschämten Wiehern gereizt. Allerdings nur bei Telefongesprächen, nie bei persönlichen Begegnungen.

»Ja, Godfrey, Inspector *Horse*«, sagte die Dame schließlich, nicht ohne den Namen meines Vorgesetzten genüsslich zu dehnen. Mit kaum versteckter Fröhlichkeit fuhr sie fort: »Es geht um meinen Sohn, nicht wahr?«

Horse warf mir einen irritierten Blick zu, bevor er weitersprach. »Wir müssen uns mit Ihnen unterhalten. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, kommen wir gleich vorbei.«

»Wegen des Mordes, meinen Sie? Kommen Sie ruhig; falls Sie wirklich glauben, dass William es wert ist.«

Horse räusperte sich erst verlegen, dann aber bestrafte er seine Gesprächspartnerin mit gekonnter Gemeinheit: »Mrs. Godfrey, Sie tun Ihrem Sohn bestimmt unrecht, wenn Sie ihn nach seiner Mutter beurteilen. Aber selbst wenn er Ihre besondere Herzlichkeit geerbt haben sollte, wäre das noch kein Grund gewesen, ihn einfach umzubringen, oder?« Mrs. Godfrey gab ein gekränktes Grummeln von sich, dann legte sie auf.

»Schön«, stellte ich fest. »Platz eins auf meiner Abschussliste wär schon mal besetzt. Das war doch so gut wie ein Geständnis, nicht?«

»Mein lieber Freund«, erwiderte Horse, »als du vor wenigen Minuten dein eigenes Gesicht in den Augen des Toten gespiegelt sahst und für einen Moment davon überzeugt warst, selbst der Mörder zu sein – was ging dir da durch den Kopf?«

Das Blut schoss mir ins Gesicht, weil Horse meine Torheit von vorhin durchschaut hatte, aber ich antwortete ehrlich: »Ich war von Panik ergriffen und dachte an Flucht, wollte schon leugnen, wollte …«

»Und wäre dir eingefallen«, unterbrach Horse meinen Redefluss, »unverhohlen deine Gleichgültigkeit zur Schau zu stellen und lässig anzudeuten, dass der Tote es ohnehin nicht wert sei, dass man seinetwegen nach dem Mörder sucht?«

Ich verneinte und nun begriff ich auch. »Das heißt also, sie war es nicht.«

»Das heißt«, widersprach Horse abermals, »dass Mrs. Godfrey, falls sie mit dem Mord

zu tun haben sollte, über wesentlich größere Kaltblütigkeit verfügen müsste als du, mein Freund. Das allerdings heißt so gut wie gar nichts, und aus nichts sollte man keine Schlüsse ziehen. Und jetzt statten wir dieser Dame einen Besuch ab.« Beeindruckt vom Scharfsinn meines Vorgesetzten und mit dem festen Entschluss, mir an diesem Morgen keine auffälligen Blößen mehr zu geben, ging ich zum Eingangstor, stieß es mit der Schulter auf, und wir machten uns auf den Weg.

Die letzten Wochen hatte es ständig geregnet und ein kalter Wind war durch die Dörfer gestrichen, doch nun hatten sich die Wolken verzogen und die feuchten Wiesen glitzerten in der Morgensonne. Auch die Gärten vor den bäuerlichen Katen zeigten sich wieder in vollendeter Pracht, und mein Auge freute sich an den Farben der Herbstblumen und – mehr noch – an all den reifen Früchten und überbordenden Gemüsebeeten.

Horse war gut zu Huf und hatte einen leichten, schwungvollen Trab eingeschlagen, ich folgte ihm ohne Mühe. Und nun, so scheint mir, kann ich auch vor dem Leser nicht länger verbergen, welch wundersames Wesen Detective Inspector Horse ist, wenngleich ich fürchte, dass meine Offenheit meiner Glaubwürdigkeit schaden könnte. D. I. Horse also ist ein kräftig gebauter Welsh-Cob-Hengst mit mittellanger, schwarzer Mähne, kastanienbraunem Deckhaar und einem eher zierlichen Kopf mit geradem Profil und kurzen, spitzen Ohren. Die großen Augen sind meist sanft und wachsam zugleich, doch oft genug begegnet man auch einem verhangenen und wehleidigen Blick, der bei einem gewöhnlichen Pferd wohl auf eine schwere Erkrankung schließen ließe; bei meinem Vorgesetzten aber stecken in aller Regel nur morbide Gedanken dahinter. Am Widerrist misst der Inspector kaum mehr als 58 Zoll, was von Vorteil ist, da er auch gewöhnliche Türen ohne Schwierigkeiten passieren kann.

Jeder, der D. I. Horse zum ersten Mal begegnet, fragt sich zurecht, wie es möglich ist, dass jemand, der äußerlich so vollkommen einem normalen Pferd gleicht, nicht nur unsere Sprache und unsere Art zu denken beherrscht, sondern es auch geschafft hat, bei Scotland Yard Karriere zu machen. Manch anderer mit den Voraussetzungen meines Freundes Horse müsste es sich wohl gefallen lassen, als »astronomisches Pferd« von Jahrmarkt zu Jahrmarkt gefahren zu werden, oder er würde gezwungen, als unglückliche Kuriosität auf veterinärmedizinischen Kongressen aufzutreten. Horse aber ist – mit meiner bescheidenen Hilfe – schon seit geraumer Zeit als Spezialist für hoffnungslose Fälle tätig, und der anfängliche Spott der Kollegen ist längst verstummt.

Natürlich ranken sich einige Legenden um Horses Abstammung, und ich will hier nur

die einleuchtendsten wiedergeben. Da wäre einmal die erst kürzlich populär gewordene Version, nach der D. I. Horse die Züchtung eines kriminellen Genforschers ist, der menschliches Erbgut, ich weiß nicht wie, in die Eizelle einer Welsh-Cob-Stute eingebracht haben soll. Doch Horse behauptet – und ich glaube ihm, denn er ist mein Freund und Vorgesetzter –, er sei ohne Zweifel das natürliche Kind seiner Eltern. Außerdem sei seinem Urgroßvater Hortensio schon von Edward dem Siebten das britische Bürgerrecht verliehen worden, und damals waren diese Gen-Gaunereien mit Sicherheit noch nicht erdacht.

Nach einer anderen Geschichte, deren Wahrheitsgehalt ich nicht zu beurteilen vermag, ist der Ursprung der Familie Horse im magischen Dunkel ferner Jahrhunderte zu suchen. Demzufolge war der berühmte Alchemist Arnau de Vilanova, der ja den neu erfundenen Branntwein als Allheilmittel propagierte, einmal von seiner eigenen Medizin derart benommen, dass er bei der Herstellung eines Homunculus die Zutaten durcheinanderbrachte. Als zuletzt anstelle eines wachsbleichen Menschleins ein winziges, traurig blickendes Fohlen im Glaskolben schwebte, befreite er das Tier, gab ihm den Namen Solanio und zog es mit Milch und zarten Kräutern auf. Es wuchs rasch heran und zu Vilanovas maßloser Überraschung lernte es nicht nur die menschliche Sprache, sondern zeigte sich auch in jeder anderen Hinsicht überaus gelehrig. Schreiben hat Solanio natürlich nie gelernt, und auch D. I. Horse ist bei Niederschriften auf menschliche Hilfe angewiesen. Da aber die Mitglieder der Familie Horse (ganz wie ihre sprachlosen Verwandten) seit jeher über ein herausragendes Gedächtnis verfügten und selbst bei komplizierten Sachverhalten keiner Aufzeichnungen bedurften, stellte diese kleine Einschränkung nie ein Problem dar.

Es gibt noch eine dritte Geschichte, die ich hier anführen muss, auch wenn sie mir von einem dümmlich grinsenden Landmann hinter vorgehaltener Hand zugeflüstert wurde und ich von Anfang an Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit hatte: Der wüste Bauer behauptete allen Ernstes, dass die Horse-Sippe den perversen Stallliebschaften eines sodomitischen walisischen Landadeligen entsprungen sei.

Als ich es einmal wagte, Horse darauf anzusprechen, machte er erst nur eine herablassende Bemerkung über meine Intelligenz, um dann misslaunig hinzuzufügen, dass die Bauern von dem, was in ihren eigenen Ställen vor sich gehe, doch keine falschen Schlüsse ziehen sollten.

Der Ursprung der Familie Horse bleibt also rätselhaft, und ich glaube, es ist dem

Inspector nur recht, seine Herkunft vom Nebel des Geheimnisvollen verhüllt zu sehen. Allgemein bekannt ist hingegen, wie D. I. Horses Karriere bei Scotland Yard verlaufen ist. Nachdem er Pflichtschule und A-Level trotz vieler Hindernisse in weniger als der vorgesehenen Zeit bewältigt hatte, wurde ihm rasch klar, dass er mit seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten für kriminalistische Aufgaben wie geschaffen war. Zwar besitzt er auch großes musikalisches Talent, aber da er fürchtete, bei Auftritten nicht ernst genommen und nur als Sensation bestaunt zu werden, entschied er sich gegen eine Künstlerkarriere. Er bewarb sich also bei Scotland Yard, wurde nach einigem Hin und Her eingestellt und konnte bald große Erfolge verbuchen. Anfangs arbeitete er in der Londoner Zentrale, doch da dies mit praktischen Schwierigkeiten verbunden war und die überforderten Polizeikräfte auf dem Land sowieso ständig nach Amtshilfe durch den Yard quengelten, bekam er schließlich die Genehmigung, eine eigene Stelle außerhalb von Greater London einzurichten. Als in der Butcher Street in New Garb eine gut erhaltene Scheune mit Telefonanschluss frei wurde, griff Horse ohne Zögern zu – sein schwarzer Humor, so hat er mir einmal augenzwinkernd erklärt, hatte ihm keine Wahl gelassen.

Bald darauf wurde ich auf mein Ersuchen hin an seine Seite abkommandiert und nun arbeiten wir schon seit Jahren erfolgreich zusammen. Doch ich kann nicht umhin zuzugeben, dass D. I. Horse, dieses wunderliche Wesen, mich selbst nach dieser langen Zeit immer wieder durch seine bloße Existenz in Erstaunen versetzt; ja manchmal muss ich mich schaudernd abwenden, ergriffen von der Furcht, dass bei D. I. Horse, meinem Freund und Vorgesetzten, das Unmögliche bereits in der Wirklichkeit Fuß gefasst haben könnte. Und wenn dem so ist, kann man nicht wissen, was noch alles kommt.

Übrigens, gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Mein Name ist Sheep. Detective Sergeant Sheep.

Nach knapp dreißig Minuten hatten wir Darsebridge erreicht. Wenn wir größere Strecken zurücklegen mussten, nahmen wir gewöhnlich den Anhänger und ließen uns von Bauer Quenchwick fahren, der die Rechnung dann an Scotland Yard schickte; doch gegen einen kleinen Spazierlauf bei schönem Wetter hatten wir nichts einzuwenden. Darsebridge war ein freundliches, kleines Dorf, an einem gewundenen Flüsschen gelegen und umgeben von gelben Kornfeldern und appetitlichen Weideflächen. Nur am Südrand der Ortschaft hatten sich ein paar größere Betriebe angesiedelt, aber zu meinem Erstaunen gab es hier auch eine Art Kurhaus oder Krankenanstalt für Tiere.

Wir hatten in dieser Gegend noch nie zu tun gehabt, und schon der erste Bauer, der uns sah, lief in seinen Stall, erschien Augenblicke später mit Halfter und Führstrick wieder und kam geradewegs auf uns zu. Zwar hatte die Presse oft genug mit Fotos und Interviews über D. I. Horse berichtet, doch weigerten sich selbst die Bewohner der umliegenden Dörfer und Städte, die Meldungen ernst zu nehmen. Vielmehr wurden sie als dumme Scherze abgetan, die Geschichte schien einfach zu unglaublich. Im Fernsehen aufzutreten aber weigerte sich mein Freund Horse, denn gerade das Moment der Überraschung hatte ihm schon bei manch vertracktem Fall geholfen.

Zurück zu jenem Bauern: Bei ungläubigem Starren reagierte Horse stets milde und verständnisvoll, aber jeden, der Anstalten machte, ihn wie ein unvernünftiges Tier einzufangen und abzuführen, konfrontierte er rücksichtslos mit den Realitäten. Wir blieben also stehen und warteten gemeinsam, bis der Landmann sich uns auf wenige Schritte genähert hatte.

»Ho, ho, braves Pferd«, sang er vor sich hin, das Halfter linkisch hinter dem Rücken verbergend. »Gutes Pferd, ganz ruhig.«

Horse antwortete ihm umgehend: »Ho, ho, braver Bauer. Braver Bauer, ganz ruhig.«

Der Bauer ließ Halfter und Führstrick fallen, sperrte Maul und Augen auf und blieb, wie Horse ihm geraten hatte, ganz ruhig. Ich weiß nicht, wie lange er so gestanden hätte, hätte Horse ihn nicht wiederbelebt, indem er ihn mit sanfter Stimme nach Mrs. Godfreys Straße fragte. Der Mann begann mit zuckenden Lippen unüberlegtes Zeug daherzustammeln, den Blick immer noch starr auf Horse gerichtet, und nur mit größter Mühe brachte er schließlich ein, zwei verständliche Sätze hervor. Wir verabschiedeten uns höflich und folgten dem Weg, den er uns beschrieben hatte.

Natürlich wäre es ein Leichtes gewesen, dem Bauern diesen Schrecken zu ersparen, hätte es doch genügt, wenn Horse sich wie ein Pferd verhalten und ich an seiner Stelle gesprochen und mich als sein Besitzer ausgegeben hätte. Doch Horse wäre viel zu stolz, um so etwas zuzulassen, und ich kann es gut verstehen, denn er ist nun einmal kein gewöhnliches Dienstpferd, sondern ein freies Wesen.

Mrs. Godfreys Haus war eine wirklich hübsche Villa direkt am Fluss, etwas außerhalb des Dorfkerns gelegen. Das zweistöckige Gebäude aus Backsteinen war nicht übermäßig groß, besaß aber sehr dekorative Gauben, zwei runde Erker an den Hausecken und eine durch kunstvolle Ziegelmuster verzierte Fassade.

Es gab keine Klingel, und so klopfte Horse vorsichtig mit dem Huf. Beim Anblick des Hauses erwartete man fast einen livrierten Dienstboten oder zumindest ein Mädchen, doch es war ein unverkennbar herrischer Schritt, der sich der Tür näherte. Schließlich öffnete eine Dame, die aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit dem Toten nur Mrs. Godfrey sein konnte. Ich schätzte die Frau auf etwa fünfundsechzig, sie hatte gelocktes, brünett getöntes Haar, kiesgraue Augen und eine schmale, nur leicht gekrümmte, aber für alle Zwecke ausreichend große Nase. Gekleidet war Mrs. Godfrey in ein geschmackvolles Kostüm mit einer bunt geblümten Jacke, doch der Parfumnebel, der die Dame umgab, war derart herb und aggressiv, dass er Erinnerungen an den alten Londoner Wintersmog heraufbeschwor.

»Guten Tag, Mrs. Godfrey, ich bin Detective Inspector Horse«, grüßte mein Vorgesetzter sofort, um Missdeutungen von vornherein auszuschließen. Mrs. Godfrey mochte alles erwartet haben, nur nicht *das*, doch die Bestürzung war ihr nur wenige Sekunden lang anzusehen. Nach diesen Momenten äußersten Verlorenseins nämlich erwiderte sie recht gelassen den Gruß, starrte nochmals kurz in Horses Gesicht, dann erst bemerkte sie mich. Während sie zu mir herabsah, immer noch mit glasigem Blick, stellte Horse mich vor, ohne meinen Amtstitel zu vergessen, denn darauf legte ich Wert.

»Kommen Sie bitte rein«, murmelte sie schließlich, und als Horse vorschlug, der Einfachheit halber in den Garten zu gehen, wollte sie nichts davon wissen. Dieses Verhalten überraschte uns nicht weiter, denn viele Menschen reagierten ganz ähnlich, wohl gelenkt von ihrem unbewussten Verstand, der drohenden Wahnsinn abwendete, indem er das Grelle und Abstruse rasch ins braune Packpapier des Alltäglichen einwickelte. Mrs. Godfrey führte uns in den Salon, der glücklicherweise im Parterre lag, denn Treppensteigen war für Horse ein etwas beschwerliches Unterfangen.

Der Salon war ein freundlicher, heller Raum, dessen Einrichtung ganz meinem Geschmack entsprach. Im offenen Kamin war ein sogenanntes Holländisches Feuer installiert, was nichts anderes ist als eine Nachbildung brennender Holzscheite, die von innen mit einer elektrischen Flackerlampe beleuchtet werden kann; eine löbliche Einrichtung also, die ohne Rauchschwaden und Brandgefahr eine wohnliche Atmosphäre schafft. An den Wänden hingen etliche selbstgestickte Landschaftsbilder sowie gerahmte Fotografien von frisierten Hunden mit farbigen Mäschchen und von jungen Katzen mit großen, arglosen Augen. Ich bin mir der Tatsache bewusst, dass Kunstexperten solche Bilder oft sehr zurückhaltend beurteilen, aber gerade an diesem Morgen fand ich sie

äußerst wohltuend, denn sie gaben mir das Gefühl, dass neben der Welt des Verbrechens und der Heimtücke auch noch eine unschuldige Welt der Schlichtheit existierte.

In der Nähe des Kamins hing eine große Korktafel, an der mit Reißnägeln einige Fotos befestigt waren, die fast alle Mrs. Godfrey an verschiedenen Ferienorten zeigten, teils allein, teils in Begleitung. Auf den vorwiegend antiken Möbeln standen vielerlei Nippsachen und auch größere Figuren, die ebenfalls junge Tiere darstellten und die offensichtlich die große Tierliebe dieser Frau unter Beweis stellten. Auf dieser Basis folgerte ich weiter, dass die Dame wahrscheinlich im örtlichen Tierschutzverein und in der Tierklinik engagiert war, welche sie außerdem durch großzügige Spenden unterstützte. Diese These fand ihre endgültige Bestätigung, als ich im Briefkopf eines Schriftstücks, das auf der Kommode lag, dasselbe lachende Schwein erkannte, das auch die Fassade der Tierklinik zierte. Dass Mrs. Godfrey trotz ihrer Gutherzigkeit so kühl auf den Tod ihres Sohnes reagiert hatte, ließ sich also am ehesten dadurch erklären, dass William schon seit frühester Kindheit verderblichen Einflüssen unterlegen war und sich nach und nach zu einem begeisterten Tierquäler entwickelt hatte.

Bevor ich aber meine Gedankenkette zu Ende führen und aufgrund rein logischer Deduktionen Tatmotiv und Mörder ermitteln konnte, wie ich es bei Horse gelernt hatte, bat Mrs. Godfrey uns, Platz zu nehmen. Horse sagte, er stünde lieber, während ich mich auf das Sofa legte; eine solche Haltung mag mit der Würde meines Amtes unvereinbar erscheinen, aber aus Gründen, die mir selbst nie ganz klar wurden, war aufrechtes Sitzen für mich eine qualvolle Angelegenheit, sodass ich längst aufgehört hatte, mir hier einen Zwang anzutun. Mrs. Godfrey verschwand, ohne ein Wort zu sagen, um nach etlichen Minuten mit einem Servierwagen wiederzukommen, auf dem Tee und Kekse angerichtet waren. Sie war offenbar in einer Art Trance, denn obwohl Horse und ich dankend ablehnten, stellte sie drei Tassen auf den Tisch und schenkte uns allen ein. Dann setzte sie sich zu uns und nippte mehrmals an ihrer Tasse, ohne einen von uns anzusehen. Horse ließ seinen Blick weiter prüfend durch den ganzen Raum schweifen, während ich die Zeit sinnvoll nutzte, indem ich einige Butterkekse verknabberte.

»Mrs. Godfrey«, sagte Horse schließlich, »ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.«

Mrs. Godfrey blickte auf und sah Horse an.

»Ich muss Ihnen nicht sagen«, fuhr Horse fort, »dass Ihre Reaktion auf Williams Tod sehr merkwürdig war. Aber Sie können mir sicher erklären, was dahintersteckt.«

Mitunter reichte das überraschende Auftauchen von Horse völlig aus, um einen Zeugen oder Verdächtigen zu einer vollständigen und wahrheitsgemäßen Aussage zu bewegen, aber Mrs. Godfrey schien trotz ihres schlafwandlerischen Zustandes noch eine Art von Kontrolle über sich zu haben, denn sie sprach langsam und zögerlich, als müsste sie jedes Wort sorgsam abwägen.

»Sehen Sie, Inspector –« Hier verstummte sie kurz und beschloss dann offenbar, die Realität des Unmöglichen nicht dadurch anzuerkennen, dass sie es beim Namen nannte. »Inspector, Sie werden verstehen, dass es mir schwerfällt, mit Ihnen über Dinge zu sprechen, die sehr persönlicher Natur sind und die äußerst schmerzhafte Erinnerungen in mir wachrufen. Halten Sie mich nicht für hartherzig oder lieblos, denn das bin ich nicht, aber William …« Abermals unterbrach sie sich, und ich war mir sicher, dass wir nun, begleitet von vielen Tränen, die schaurige und herzzerreißende Geschichte des bösen Kindes William hören würden.

Doch es kam anders: »William war ein sehr liebenswürdiges Kind, wissen Sie«, fuhr sie fort, »und solange er klein war, machte er uns keine Sorgen. Aber dann, mit sechzehn, siebzehn, vielleicht auch schon früher, begann er eigenartige Ansichten zu entwickeln; ich will nicht sagen krankhaft, aber manchmal schien es mir so, und heute bin ich überzeugt, dass ein guter Psychiater ihm hätte helfen können. Wir, mein Mann und ich, dachten zunächst, es ginge wieder vorbei; Sie wissen ja, wie die Jugend ist. Aber im Gegenteil, bei William wurde es immer schlimmer, er stritt ständig mit seinem Vater, trieb sich mit seltsamen Typen rum … und schließlich wollte er nicht mal mehr essen, was ich kochte.«

Ich warf Horse einen fragenden Blick zu, aber zu meinem Erstaunen unterbrach er Mrs. Godfrey trotz der nebulösen Äußerungen nicht, sondern bat sie fortzufahren.

»Und dieser Albtraum wollte einfach kein Ende nehmen«, erzählte sie weiter. »Diese Leute, diese abscheulichen Leute, die haben meinem William das letzte bisschen Vernunft geraubt, und er ist da immer tiefer hineingeraten, richtig fanatisch ist er geworden. Als dann die schreckliche Sache mit meinem Mann passiert ist, hat William *gelacht*, können Sie sich das vorstellen, gelacht …«

Sie holte ein Taschentuch hervor und trocknete ihre Tränen, und wenngleich noch manches im Dunkeln lag, wurde mir langsam klar, dass es nur eine Erklärung geben konnte: Der Sohn dieser armen Frau war in die Fänge einer namenlosen Teufelssekte geraten und hatte seiner Mutter mit absonderlichen Speisevorschriften und diabolischem

Gelächter zugesetzt. Vor meinem inneren Auge sah ich schon den jungen William Godfrey mit anderen Vermummten in eine entlegene Kirche huschen, sah schaurig flackerndes Licht hinter ehrwürdigen Fenstern, während dämonische Septakkorde die Nacht durchdrangen … doch die Stimme meines Vorgesetzten riss mich bald aus meiner seherischen Trance. »Mrs. Godfrey«, fragte Horse nämlich unvermittelt, »wann hat Ihr Sohn sich diesen Vegetariern angeschlossen?«

Als Horse das Wort »Vegetarier« aussprach, warf Mrs. Godfrey ihm einen indignierten Blick zu, als hätte er etwas überaus Obszönes gesagt, dann aber antwortete sie: »Wie gesagt, er geriet schon früh unter den Einfluss dieser Leute. Vor drei Jahren dann hat er sein Wirtschaftsstudium sausen lassen, und gleich darauf hat er endgültig mit uns gebrochen und ist bei denen eingezogen.«

»Das war, bevor Ihr Mann starb?«

»Ja. Ein Jahr vorher, ungefähr.«

»Wann genau ist Ihr Mann gestorben?«

»Am 10. März. Vor zweieinhalb Jahren.«

»Und es handelte sich um einen Arbeitsunfall in seiner Fabrik, wenn ich recht verstehe?«

»Ja, das war eine scheußliche Geschichte, wirklich abscheulich.« Woher Horse all diese Dinge wusste, war mir unerklärlich, denn ich war ja seit der Entdeckung der Leiche bei ihm gewesen; aber Mrs. Godfreys Antworten zeigten, dass er mit seinen Schlussfolgerungen wieder einmal mehr Glück gehabt hatte als ich. »Bob, mein verstorbener Mann, hatte von seinem Vater einen Fleischerladen geerbt. Aber das war ihm nicht genug, meinem Bob, der war immer schon ehrgeizig und er wollte ganz groß rauskommen. Er hat hart gearbeitet, hat einen richtigen Betrieb aus dem Laden gemacht, und die Geschäfte gingen so gut, dass er ständig vergrößern konnte. Wenn Sie von New Garb gekommen sind, haben Sie vielleicht das Gebäude mit dem ›Happy Hog‹-Schriftzug gesehen. Das ist die Firma, die mein Bob aufgebaut hat …«

»Die Tierklinik?«, unterbrach ich verwirrt, denn eben auf diesem ›Happy Hog‹-Schild hatte ich das lachende Schwein gesehen.

Mrs. Godfrey sah mich nur an, und Horse erklärte leicht gereizt: »Ich denke kaum, dass es sich um eine Tierklinik handelt. Man kann zwar davon ausgehen, dass es den Tieren, die dort hingebracht werden, nicht besonders gut geht, aber es ist zu bezweifeln, ob es ihnen besser geht, wenn sie wieder herauskommen. Nun ja, vielleicht schon.« Zu Mrs.

Godfrey gewandt fuhr er fort: »Ihr Mann hat also diesen Schlachtbetrieb aufgebaut. Die Firma gehört jetzt Ihnen?«

»Nun … ja, natürlich. Mir.«

»Ihnen allein? Oder hatte Ihr Sohn Anteile?«, hakte Horse nach, denn das Zögern der Frau war unüberhörbar gewesen.

»Nein, aber ich habe einen Geschäftsführer eingesetzt, der ist am Gewinn beteiligt.«

»Was genau ist Ihrem Mann damals passiert?«

»Also, ich weiß ja nicht, was das zur Sache tut …«, antwortete Mrs. Godfrey, die dem Anschein nach langsam wieder zu sich selbst kam.

»Unter Umständen sehr viel; wenn man weiß, worüber jemand gelacht hat, weiß man oft auch schon, was ihn das Leben gekostet hat. Es gibt hier mitunter sehr direkte Verbindungen.«

»Also, wir verarbeiten Schweine, auch Truthähne, aber Schweine sind das Hauptgeschäft. Die Tiere werden getötet, schmerzlos getötet, dann werden sie von Hand ausgenommen, und schließlich kommen sie in die automatische Zerteilstrecke. Eine sehr moderne Anlage ist das. Und zwar gibt es da so eine Fördereinrichtung mit zwei parallel laufenden Drahtseilen, an denen Stahlklammern festgemacht sind; die Hinterläufe der Schweine werden in diese Klemmvorrichtungen eingeführt, die Klammern schnappen zu, und dann hängen die Schweine da …« Mrs. Godfrey rang sichtlich um Fassung, und nur mit gutem Zureden konnte Horse sie zum Weitersprechen bewegen.

»Schließlich kommt eine Art Bandsäge«, fuhr sie fort, »und hinterher haben wir zwei schöne Schweinehälften. Normalerweise war der Vorarbeiter für die Wartung der Maschinen zuständig, aber wenn er frei hatte, hat mein Mann die Reparaturen selbst gemacht. Er konnte nämlich alles, mein Bob. Eines Tages blockierte also die Fördereinrichtung an einer Umlenkrolle, und in der Mittagspause ist mein Mann zu der Rolle hochgeklettert, um die Blockade zu lösen. Das ist wohl ziemlich schwierig gewesen, und um genug Kraft ausüben zu können, hat er sich vermutlich mit einem Fuß gegen die Halterung der benachbarten Rolle gestemmt. Dann muss die Maschine mit einem Ruck wieder angefahren sein und Bob ist mit dem Fuß in eine der Stahlklammern geraten. Die Klammer hat zugeschnappt, Bob hat wahrscheinlich gestrampelt und versucht sich loszumachen, und dabei ist er mit dem zweiten Fuß in die parallel laufende Klammer geraten. Er hat bestimmt um Hilfe geschrien, aber die Kantine ist in einem anderen Gebäudeteil, und so hat ihn niemand gehört … ja, und dann kam die Säge.«

Mrs. Godfrey schluchzte nun leise, das Taschentuch vor den Augen. Horse gab ihr etwas Zeit, bevor er die Befragung fortsetzte.

»Es tut mir leid, dass ich diese fürchterlichen Erinnerungen in Ihnen geweckt habe. Eigenartigerweise habe ich von dem Fall nichts gehört.«

»Oh, die Polizei war sehr diskret«, sagte Mrs. Godfrey, die sich wieder etwas gefasst hatte. »Gott sei Dank, denn wenn die Presse Wind bekommen hätte, wäre die Firma sicher ruiniert gewesen. Es wurden natürlich Ermittlungen durchgeführt, schließlich war es seltsam, dass mein Mann die Anlage vor der Reparatur nicht abgeschaltet hatte. Aber allem Anschein nach war es wirklich ein Unglück.«

»Und Ihr Sohn hat gelacht?«, fragte ich zweifelnd, denn auch wenn diesem Metzgermeister ganz recht geschehen war, hätte ich mir in einer vergleichbaren Situation höchstens ein schadenfrohes Grinsen erlaubt.

»Gelacht, ja, richtig von Herzen. Wissen Sie, was er gesagt hat? ›Soso, Daddy ist also den Weg allen Fleisches gegangen.‹ Das war sein Kommentar.«

»Haben Sie hinterher noch mit ihm gesprochen?«

»Ich hätte gerne darauf verzichtet, aber er ist ab und zu hier aufgetaucht. Lange geblieben ist er allerdings nie; er hatte immer so was Missionarisches, und da ist er bei mir natürlich auf taube Ohren gestoßen. Ein paar Mal wollte er auch Geld von mir.«

»Nun ja«, murmelte Horse, »ökologischer Landbau im kleinen Maßstab ist nicht besonders einträglich. Aber ist es nicht schon einige Zeit her, dass er Sie um Geld gefragt hat?«

»Doch, mindestens ein Jahr. Vielleicht, weil er keines bekommen hat.«

»Oder weil er es nicht mehr brauchte«, sagte Horse. »Offenbar hatte er ein recht gutes Einkommen. Er muss auch öfters nach London gefahren sein. Wissen Sie, was er dort machte?«

»Ja, er hat Kundschaften beliefert. Bio-Läden, vegetarische Restaurants. Er hat es einmal erwähnt.«

»Seltsam«, meinte Horse. Ich hingegen wusste nicht, was gerade daran seltsam sein sollte, sondern wunderte mich nur, woher Horse all diese Dinge nahm, die meiner Aufmerksamkeit entgangen waren. »Aber er hatte keine Arbeit in London, oder?«, wollte er weiter wissen.

Mrs. Godfrey schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht vorstellen, ich bin ihm hier immer wieder tagsüber begegnet; das ist ja nicht vermeidbar in diesem Nest. Außerdem

sind diese Leute so fanatisch, die machen doch nur ihr Ding und alles andere ist des Teufels.«

»Haben Sie jemals von Streitigkeiten bei diesen Vegetariern gehört? Hat Ihr Sohn nie etwas erzählt?«

»Nein, kein Wort. Mir ist aber auch sonst nichts zu Ohren gekommen.«

»Hatte er Feinde?«

Mrs. Godfrey zuckte die Schultern. »Möglich. Er hat sie mir aber nicht vorgestellt.«

»Eine letzte Frage: Wissen Sie, ob er eine Freundin oder Verlobte hatte?«

»Nun ...«

»Ja?«

»Also, wenn Sie es wirklich wissen wollen: Ich glaube, bei diesen Leuten ist jede Frau jedermanns Freundin. Das erzählt man sich jedenfalls im Dorf.«

»Dann muss es wahr sein«, erwiderte Horse trocken. Wir ließen uns noch den Weg zum Haus dieser Vegetarier beschreiben und verabschiedeten uns mit Dankesworten und Beileidsformeln. Als wir wieder im Freien waren und Mrs. Godfrey die Tür hinter uns geschlossen hatte, wandte Horse sich nochmals zum Haus um und atmete schwer aus. »Wirklich«, meinte er, »Leute, die einen derart schlechten Geschmack haben, sollte man enteignen.«

Wir verließen das Grundstück und Horse riss sich am Straßenrand einige Grasbüschel ab, aber auch ich rupfte mir ein paar gute Kräuter und kaute sie genüsslich; es ist dies zweifellos eine eigenwillige Methode, sich mit Vitaminen und Ballaststoffen zu versorgen, aber ich fand, dass sie mir entsprach und kümmerte mich nicht um das Gerede der Leute.

Nachdem meine Grundbedürfnisse für den Moment gestillt waren, konnte ich mich wieder dem Fall zuwenden. »Woher wusstest du nur all diese Dinge?«, fragte ich Horse. »Ich dachte, ich hätte gehört, was Constable Lovely dir erzählt hat.«

»Mein lieber Sergeant«, erwiderte Horse, »du kennst meine Methoden nun seit geraumer Zeit. Wenn du dich trotzdem immer wieder von den einfachsten Beobachtungen verblüffen lässt, so habe ich es bisher darauf zurückgeführt, dass dein natürliches Gefühl für Pietät es dir verbietet, dich einer Leiche auf mehr als zehn Meter zu nähern, wodurch dir natürlich gewisse Kleinigkeiten entgehen; wenn wir es aber mit Lebenden zu tun haben, so übersiehst du wichtige Details oft deshalb, weil du deinen Kopf nicht bei der Sache, sondern zwischen zwei Grasbüscheln hast, wo du eines deiner Lieblingskräuter vermutest. Nachdem du diesmal aber die Leiche sehr genau in Augenschein genommen

hast, dachte ich, dass du ebenso viel wüsstest wie ich.«

Leider verfiel Horse häufig in solch sarkastische Reden, die er dazu noch mit seidensanfter Stimme vorbrachte. Ich brauche nicht zu betonen, dass er sich bei mir damit keineswegs beliebt machte, denn es war seine offenkundige Absicht, mich über Gebühr zu piken. Um diese Gemeinheiten nicht auch noch zu belohnen, gab ich mich aber völlig ungerührt und blinzelte Horse aus unschuldigen Augen blöde an. So brachte ich ihn außerdem dazu, mir seine Kenntnisse zu verraten, die ich dann im Geheimen für eigene Schlussfolgerungen einsetzen konnte.

Horse fuhr also fort: »Wie du zweifellos gesehen hast, war der Tote recht konventionell gestylt, er hatte eine saubere Rasur und kurze Haare, bei seiner Kleidung schien es sich auf den ersten Blick um bessere Konfektionsware zu handeln und er trug weder den grellfarbenen Bekenntnisbutton noch irgendwelche anderen Attribute, die unmittelbar auf alternative Zirkel hingedeutet hätten.«

»Natürlich«, sagte ich schnippisch und war insgeheim froh, dass mir nichts Wesentliches entgangen war.

»Unnötig zu sagen«, führte Horse weiter aus, »dass auch der gleichgültigste Betrachter diese Dinge nicht hätte übersehen können. Der allgemeine Eindruck, so wichtig er ist, bleibt immer oberflächlich, und man muss sich schon die Mühe machen, die Details zu studieren. Nach dem ersten Augenschein habe ich den Toten also wie üblich eingehend beschnüffelt, und dabei fiel mir auf, dass an keinem einzigen Kleidungsstück, auch nicht an der offenbar neuen Jacke, die geringste Spur einer chemischen Appretur haftete. Noch überraschender war die völlige Abwesenheit dieser synthetischen Duftstoffe, die in allen industriell hergestellten Seifen und Waschmitteln enthalten sind. Dies ließ mich ein gefestigtes ökologisches Bewusstsein vermuten, eine These, die ich bald untermauern und erweitern konnte.

Obwohl es gestern noch heftig geregnet hat, hatte Mr. Godfrey keine Lederschuhe an den Füßen, sondern recht ungewöhnliches Schuhwerk einer schottischen Firma: Das Obermaterial war fabrikmäßig gewachstes Leinen, das wohl durch häufiges Tragen bei nassem Wetter schon etwas unansehnlich geworden war, während die Sohle, wie ich dem Prägestempel an der Unterseite entnehmen konnte, aus echten Kautschuk bestand. Das erschien mir bemerkenswert, denn aus ökologischer Sicht ist gegen die Verwendung von rindengegerbtem Leder nichts einzuwenden, und das ist bestimmt pflegeleichter und haltbarer als imprägniertes Leinen. Doch auch die Brieftasche des Toten, die ich in Lovelys

Händen gesehen hatte, war nicht aus Leder gefertigt, sondern aus Leinen oder einem ähnlichen Material. Für den Gürtel gilt dasselbe.

Als nächstes untersuchte ich die Armbanduhr, ein teures Stück von Jaeger-LeCoultre. Obwohl sie dem Anschein nach recht neu war, hatte man das Uhrband bereits ausgetauscht, was niemand übersehen konnte, denn das metallene Band war um etwa drei Millimeter zu schmal und passte auch farblich nicht ganz zum Gehäuse. Warum aber sollte jemand eine elegante Uhr mit einem schlecht passenden Metallband verschandeln? In Verbindung mit den vorhin gemachten Beobachtungen konnte ich mir das am ehesten damit erklären, dass der Besitzer grundsätzlich nicht bereit war, Leder zu tragen und deshalb ein ursprünglich vorhandenes Lederband entfernt hatte. Für einen Augenblick dachte ich an eine Allergie, doch die wäre kein Grund gewesen, auch beim Gürtel und bei der Brieftasche auf Leder zu verzichten. Blieb als wahrscheinlichste Erklärung, dass Mr. Godfrey das Schlachten und Häuten von Tieren abgelehnt hat. Zu behaupten, dass so jemand auch den Verzehr von Fleisch nicht gutheißt, ist sicher kein sehr gewagter Schritt. Als Mrs. Godfrey uns dann mit größter Empörung erzählte, William habe ihr Essen abgelehnt, hatte ich keinen Zweifel mehr an der Richtigkeit meiner Deutung.«

»Moment«, sagte ich, denn ich hatte einen tödlichen Widerspruch entdeckt. »Der junge Mann hatte die Uhr doch wohl mit dem Band gekauft, und folglich war das betroffene Tier schon unwiderruflich gehäutet. Wo also liegt der tierschützlerische Gewinn, wenn er das mutmaßliche Lederbändchen im Nachhinein entfernt?«

»Ein guter Einwand«, erwiderte Horse. »Allerdings widerlegt er meine These nicht, sondern ergänzt sie: Wenn jemand zwar eine Uhr mit einem Lederarmband kauft – oder sie als Geschenk annimmt –, aber dann aufgrund seiner vegetarischen Überzeugung das Band auswechselt, ist dies ein deutlicher Hinweis darauf, dass er die Ebene des praktischen Tierschutzes bereits verlassen und eine ideologische oder gar militante Position bezogen hat. Hier kam mir auch erstmals der Gedanke, dass William Godfrey mit einer vegetarischen Organisation in enger Verbindung stehen könnte, denn gewöhnlich bewirkt nur der Druck einer Gruppe solch rigides Verhalten.«

»Hm«, gab ich in unverhohlen kritischem Tonfall von mir, nur um klarzustellen, dass Detective Sergeant Sheep nicht so leicht zu beeindrucken war. »Und woher wusstest du, dass er ein gutes Einkommen hatte?«

»Die Kreditkarte, Sergeant, die Kreditkarte«, erklärte Horse ungeduldig. »Es ist dir sicher nicht entgangen, dass sie erst vor zwei Monaten ausgestellt oder verlängert wurde,

und eine *UpperClub*-Karte in Platin bekommen nur Leute, die längere Zeit ein überdurchschnittliches Einkommen haben.«

»Wie simpel«, bemerkte ich lässig. »Das läuft doch immer wieder nach dem gleichen Schema ab.«

»Wie simpel«, erwiderte Horse, leicht gekränkt, »sind doch alle Rätsel, wenn man die Lösung kennt. Gibt es noch andere Probleme, die für deinen großen Geist zu simpel waren?«

»Der ökologische Landbau«, sagte ich.

»Von einer Gruppe überzeugter Vegetarier auf ökologischen Landbau zu schließen, ist sicher nicht sehr originell, vor allem aber keine zuverlässige Deduktion. Allerdings reichte mir ein Blick auf die Hände des Toten, um Gewissheit zu erlangen, denn eines Menschen Hände sind sein wahres Gesicht. An der Linken, wie dir vielleicht nicht entgangen ist, waren zahlreiche grünlich-braune Verfärbungen zu sehen, die unverkennbar von den beizenden Säften gewisser Pflanzen herrührten und sich offenbar nicht abwaschen ließen; die Rechte hingegen zeigte diese Flecken nur in sehr geringem Ausmaß, dafür aber dicke Schwielen. Es gibt nur eine Tätigkeit, die diese Spuren hinterlässt, und zwar das Unkrautjäten von Hand – die Linke erfasst den Stängel der Pflanze, während mit dem Werkzeug in der Rechten die Wurzeln durchgeschlagen oder herausgerissen werden. Außer im ökologischen Landbau wird auch in Hausgärten auf diese Weise gejätet, aber Hobbygärtner bringen es gewöhnlich nur zu Blasen und nicht zu ausgeprägten Hornhautverdickungen, die von einer regelmäßigen Tätigkeit zeugen. Unsere Chemiebauern hingegen haben Schwielen immer an beiden Händen, während man solche Flecken bei ihnen kaum noch sieht.«

»Schön«, sagte ich, die Attitüde des Schulmeisters annehmend, der wider Erwarten eine zufriedenstellende Antwort erhalten hat. »Und die Sache mit Mrs. Godfreys Mann und seinem Arbeitsunfall – da hattest du einfach nur Glück, nicht wahr?«

»Ich hatte zweifellos unglaubliches Glück«, erwiderte Horse mit beißendem Unterton, »dass ich mit *meinem* Verstand auf die Welt gekommen bin und nicht mit deinem. Im Übrigen waren die Folgerungen, die mit Mrs. Godfreys Mann zusammenhingen, ebenso simpel wie alle anderen, und ich würde zweifellos dich und deine Intelligenz beleidigen, wenn ich sie dir haarklein vorführen würde, Sergeant.«

Da wusste ich, dass ich es übertrieben hatte und murmelte beschämt eine Entschuldigung. Obwohl Horse sich für kurze Zeit schrecklich ärgern konnte und mich

dann auch keineswegs schonte, muss ich ihm zugutehalten, dass er nie nachtragend war und eine ernstgemeinte Entschuldigung ihn sogleich wieder milde werden ließ. Zwar biss er erst noch zornig in ein Brennnesselbüschel, schleuderte die Nesseln dann aber gutgelaunt von sich, als wäre es nur ein Scherz gewesen. Nach einer kurzen Verlegenheitspause fasste ich also neuen Mut und arbeitete mich behutsam an den Kern der Sache heran: »Schön. Als kleiner, minderbemittelter Sergeant schulde ich dir natürlich allen Respekt für deine inspektoralen Etüden. Er sei hiermit gewährt. Aber am Ende dieser hübschen, kurvenreichen Umwege werden wir uns doch einer ganz banalen Frage widmen müssen, und die lautet nun mal: Wer ist der Mörder? Könntest du dazu bei Gelegenheit … irgendwie Stellung nehmen?«

»Mein lieber Jon«, erwiderte Horse mit einem Seufzer, »ich weiß nicht, was wir ohne deinen ausgeprägten Hang zur Banalität anfangen würden. Aber vielleicht sind meine inspektoralen Etüden doch nicht ganz nutzlos, denn immerhin habe ich schon sehr konkrete Vorstellungen, wie die Leiche in unseren Vorgarten gelangt ist, und ich kann dir auch sagen, dass es mit Sicherheit nicht der Mörder war, der sich diesen unappetitlichen Scherz erlaubt hat.«

Ich blickte Horse verblüfft an, denn ich wusste aus Erfahrung, dass mein Freund und Vorgesetzter kein leeres Stroh drosch, wenn er solche Behauptungen aufstellte.

»Wir müssen jetzt nur noch herausfinden«, ergänzte Horse, »ob wir letzte Nacht in New Garb tatsächlich eine Verkehrskontrolle hatten. Wenn ja, dann ist meine kleine Hypothese so gut wie bewiesen.«

»Ein nettes Rätsel«, gestand ich. »Und die Lösung?«

»Die Lösung besteht schlicht darin, dass es kein Rätsel gibt«, entgegnete Horse genüsslich. »Schließlich kennst du alle Fakten, und da ich dir jetzt noch den entscheidenden Hinweis gegeben habe, ergibt sich die logische Verknüpfung doch ganz von selbst, nicht wahr? Oder erwartest du, dass ich wieder einmal das Offensichtliche erkläre?«

Ich starrte wortlos in den Boden und versuchte das Offensichtliche zu begreifen, doch schon nach einer halben Minute fühlte ich mich, als hätte ich keinen Kopf auf den Schultern, sondern einen alten Wecker, dessen Rädchen sich ineinander verkeilt hatten: Kein einziger Gedanke wollte mehr kommen.

»Na«, fragte Horse, der meinen Zustand natürlich durchschaut hatte, »hat's nicht geklingelt?« Versöhnlich fügte er hinzu: »Wir stehen aber noch vor einer ganz anderen

Frage, der vielleicht auch du dich mit Gewinn widmen könntest: Warum hat Mrs. Godfrey alles getan, um die Beziehung zu ihrem Sohn schlechter darzustellen, als sie tatsächlich war?«

»Hat sie das?«

»Du hast doch zweifellos die Urlaubsfotos gesehen, die an diese grässliche Korktafel gepinnt waren. Ist dir aufgefallen, dass einige dieser Bilder Mrs. Godfrey mit ihrem Sohn zeigen?«

»Natürlich. Aber die könnten aus der Zeit sein, als William noch nicht endgültig mit seinen Eltern verkracht war.«

»Sie könnten, aber sie sind es nicht. Abgesehen davon, dass wohl kaum jemand Fotos aufhängen würde, die ihn zusammen mit einer Person zeigen, deren Ermordung bei ihm nur heitere Regungen hervorruft, gibt es einen ganz konkreten Beweis. Erinnerst du dich an das Bild ganz links oben, auf dem die beiden strahlend nebeneinander stehen?«

Auf mein fotografisches Gedächtnis zurückgreifend antwortete ich: »Du meinst jenes, wo im Hintergrund diese komischen Holztüten zu sehen sind, mit dem Grünzeug oben drauf?«

»Mein lieber Freund«, erwiderte Horse streng, »bei diesen komischen Holztüten mit Grünzeug handelt es sich um den vietnamesischen Pavillon der Mailänder Expo, wo mit Hilfe von Bambusstangen und lebenden Bäumen stilisierte Lotosblüten dargestellt wurden. Und wenn du in der Zeitung gelegentlich etwas anderes lesen würdest als die Klatschspalten und die Kochrezepte, dann wüsstest du wahrscheinlich, dass es sich hier um ein Werk der Architektengruppe *Vo Trong Nghia* handelt; und, wie ich meine, um ein recht originelles, das eine gefühlvollere Umschreibung als die deine verdient hat.«

»Schön«, entgegnete ich gereizt. »Wenn du mit der Kunstvorlesung fertig bist, können wir ja vielleicht zu der banalen Polizeiarbeit zurückkehren, die du so verachtest. Was hat das Foto mit Mrs. Godfreys aktuellem Verhältnis zu ihrem verstorbenen Sohn zu tun?«

»Fast nichts. Außer dass die Mailänder Expo vor drei Jahren stattfand. Und zwar von Mai bis Oktober, wenn mich nicht alles täuscht; Bob Godfrey hatte seinen Arbeitsunfall kurz zuvor, nämlich im März. – Aber jetzt werden wir noch einmal tief durchatmen und uns dann deine Tierklinik etwas näher ansehen, vielleicht verhilft uns das zu mehr Klarheit. Es sollte mich sehr wundern, wenn es dort nicht gewisse Ressentiments gegen Mr. Godfreys Gemüsezuchtverein gäbe.«

Obwohl ein Schlachthausbesuch nicht nach unserem Geschmack war und wir lieber

gleich zu den Biobauern gegangen wären, machten wir uns also auf den Weg. Horse war natürlich Vegetarier, ganz wie seine tierischen Verwandten, wenngleich er mir einmal erzählt hatte, dass das Norwegische Fjordpferd einem guten Hering keineswegs abgeneigt ist. Auch ich esse kein Fleisch, aber nicht aus ethischen Gründen (denn Essen hat mit Ernährung zu tun und nicht mit Ethik), sondern weil es mir nicht schmeckt und ich schon den Geruch nicht ausstehen kann. Außerdem habe ich festgestellt, dass mir Tiere leidtun, wenn sie geschlachtet werden, und wenn einem wer leidtut, dann sollte man ihn nicht essen, weil sonst die Gefühlswelt in ein unfassbares Durcheinander abgleitet.

Impressum

© 2019 Raffael Rauhenberg

Der Roman »Adieu, o Seele! Ein Fall für D. I. Horse« ist als gebundenes Buch, als Paperback sowie als eBuch erhältlich. Nähere Informationen finden Sie hier (nicht klickbar):
https://raffael-rauhenberg.weebly.com/

Dieser Text ist urheberrechtlich geschützt und darf nur als Leseprobe verwendet werden. Als Privatperson können Sie die unveränderte PDF-Datei gerne kostenlos weitergeben, sofern Sie dabei keine kommerziellen Absichten verfolgen. Jede darüber hinausgehende Verwendung oder Verwertung, auch auszugsweise, bedarf der schriftlichen Genehmigung des Autors. Jede Konvertierung oder Veränderung der Datei bzw. des Inhalts ist untersagt.

Adresse
Raffael Rauhenberg
c/o Das Literaturstudio
Jakob-Jehly-Straße 10
6700 Bludenz
Österreich

eMail (bitte um Verständnis für die spamsichere Darstellung)

R. Rauhenberg5434@aon.at

Weitere Kontaktmöglichkeiten (nicht klickbar)
https://raffael-rauhenberg.weebly.com/kontakt.html

Grafik (Titelgestaltung, Zeichnung, Karten)
Raffael Rauhenberg